

I. 11. (A.b.2)

Helga und Klaus Hornsteiner,

Hauptstraße 36, 79540 Lörrach-Stetten

Klaus Hornsteiner: Erinnerungen an das Kriegsende 1945

*Er erzählt: Im Winter 43-44 schicken die Eltern den Neunjährigen von **Lörrach** nach **Präg** als Hütejunge und Mädchen für alles, da er dort wenigstens zu essen hat. Als die Franzosen einmarschieren, holen sie sich über all die Hühner. Als ihnen die Oma zwei Briefe von geflohenen französischen Kriegsgefangenen zeigt, die sich bei ihrer Familie bedankt haben, wird sie verschont: die Franzosen richten in ihrem Haus ihre Schreibstube ein und versorgen sie gut. Ein fanatischer Nationalsozialist wird von den Franzosen vor die Wahl gestellt: Entweder Erschießen oder zehn Jahre Zwangsarbeit oder das Haus abbrennen. Er entscheidet sich für letzteres. Das Haus wird abgebrannt, und die Franzosen helfen den Nachbarn dabei, dass nicht auch ihr Haus Feuer fängt. Der Junge sitzt dabei und weint bitterlich vor Angst, dass alles abgebrannt wird.*

Im Winter 1943/44 kam ich nach Präg, einem kleinen Schwarzwalddorf als Hütejunge und „Mädchen für alles“ auf einen Bauernhof. Zwei alte Leute und die Tochter bewirtschafteten den Hof. Zwei Söhne und der Schwiegersohn waren im Feld. Meine Eltern wollten, da die Versorgung immer knapper wurde, dass ich bei den Bauern wenigstens zu essen habe - und ich hatte es gut gehabt bei den Leuten.

Nun kommt etwas, was mir von allen Dingen, die ich in Präg erlebte, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat – und das mich bis zum heutigen Tag immer wieder beschäftigt. An einem Maimorgen im Jahre 1945 kamen plötzlich von der Kalberwaid die Schlossgasse herunter französische und marokkanische Soldaten, die sich im Nu im ganzen Dorf verteilten. Da war kein Huhn mehr sicher.

Als sie auch bei uns das erste Huhn holten, eilte Oma ins Haus, um zwei Briefe zu holen. Die Familie Lais hatte zwei französische Kriegsgefangene als Erntearbeiter auf dem Hof gehabt, denen die Flucht nach Frankreich in ihre Heimat geglückt war und die dann von zu Hause herzliche Dankesbriefe an diese „liebe deutsche Familie“ schrieben. Ab sofort brauchten wir nicht mehr um unsere Hühner zu bangen. Ja, die Franzosen schlugen ihre Schreibstube bei uns auf. Allerdings mussten die alten Leute ihre „Schlafkammer“ ausräumen, da das der größte Raum im Hause war.

Wir bekamen von den Soldaten sogar Zucker, Fett, Teigwaren und sonstige Esswaren. Manchmal sogar Schokolade.

An und für sich war das ganze Dorf gut katholisch und die Leute dort keine begeisterten Nationalsozialisten. Nur einer war ein Fanatiker, der noch drei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen „SS“ in seinem Hause versteckt hatte. Wahrscheinlich erfuhren es die Soldaten noch am selben Tag von

einem Dorfbewohner. Nun wurde diesem Mann ein Ultimatum gestellt. Er durfte aus drei Dingen auswählen: Entweder er wird zur Strafe erschossen oder er wird nach Frankreich zu einer zehnjährigen Zwangsarbeit deportiert oder sein Haus wird angezündet. Er hat sich für das letztere entschieden.

Die Feuerglocke wimmerte, aber keiner vom Dorf getraute sich zu helfen. Die Franzosen gestatteten ihm und seiner Frau, das, was sie alleine tragen und retten konnten, aus dem Hause zu holen. So ein altes Schwarzwaldhaus brennt im Nu lichterloh – und ich saß, außer mir vor Entsetzen, bei uns über dem Haus im Grasgarten. Glaubte ich doch, dass nun, da das brennende Haus ganz in unserer Nähe war, auch bei uns alles abbrennen würde – ja, dass nun ganz Prag ein Raub der Flammen werden würde. Zum Glück kam es nicht so weit. Die Franzosen gestatteten den anderen Dörflern, ihre Häuser zu schützen, und halfen dabei teilweise selbst mit.

Erst vergangene Weihnachten – im Jahre 1991 – erzählte mir eine alte Prägerin, dass sie sich noch gut an „des Buebli“ erinnern könne, das „sälbigmol so herzerweichend g'hült het, wo d' Franzose s' Hus a'zunde hän“.

Als die Franzosen später wieder abzogen, entdeckten wir in der Kammer, in der sie ihre Schreibstube hatten, eine Handgranate, die ich, da ich ihre Gefährlichkeit verkannte, kurzerhand in den Bach warf. Dort lag sie viele Jahre, und ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist.

Klaus Hornsteiner

Helga Hornsteiner: Meine Erinnerung an das Kriegsende 1945

*Sie erzählt: Mit Mutter und dreijähriger Schwester lebt sie bei Kriegsende in **Stetten bei Lörrach**, ihr Vater ist am 20.6.44 als Sanitäter in Russland gefallen. Die Bäckerei der Familie ist geschlossen. Das Mädchen, Jahrgang 1934, versorgt russische Gefangene beim Ausheben von Gräben an der nahen **Schweizer Grenze**. Einquartierung an Nikolaus 1944 von deutschen Soldaten, die dann nach Mühlhausen ausrücken müssen – und alle dort fallen. Als die Franzosen nahen, zieht die Familie in einen Unterstand in den Wald. **Lörrach** wird nicht beschossen, nachdem beherzte Bürger die Stadt übergeben haben. Die Familie kehrt zurück – und muss mit ansehen, wie deutsche Soldaten auf der Flucht das Auto des Vaters mitnehmen. Dann die Schreckensnachricht: drei „Erznazis“ haben die vier polnischen Zwangsarbeiter aus dem Ort erschossen und im Panzergraben verscharrt. Die Kinder sehen zu, wie sie ausgegraben werden. Dann Einquartierung eines Offiziers, die marokkanischen Soldaten auf Hühnerjagd, der marokkanische Koch ist ein Kinderfreund, der die Kinder heimlich versorgt. Dann beginnt der Besatzungsalltag, die Bäckerei wird eröffnet, der Backofen explodiert...*

Mein Vater, der als Sanitäter in Russland war, ist am 20. Juni 1944 gefallen. Meine Mutter war mit meiner dreijährigen Schwester und mir alleine. Unser Dorf liegt direkt an der Schweizer Grenze. Die Grenze war mit einem haushohen Stacheldrahtverhau dichtgemacht. Vor diesem Verhau hatten russische Kriegsgefangene einen breiten Panzergraben ausheben müssen. Wir Kinder besuchten die Gefangenen, so oft es uns erlaubt war, um ihnen Brot oder Kartoffeln zu bringen (noch heute höre ich „Klep“ und „Kartoschka“), dafür schenkten sie uns selbst gebasteltes Spielzeug.

Geregelten Schulunterricht gab es kaum noch. Wir Schüler mussten Kartoffelkäfer ablesen, Heilpflanzen sammeln, Glimmer spalten etc. Schon geraume Zeit hörten wir den Geschützdonner aus Frankreich, der immer näher kam. Wir hatten eine Bäckerei, die während des Krieges geschlossen war. Im Kaffee, neben dem Laden, war immer, wenn Einquartierung im Dorf war, die Schreibstube.

Im November 1944 kamen wieder Soldaten. Ich war krank und durfte, als es mir wieder besser ging, auf die Couch in der Schreibstube. Dabei waren ein blutjunger Oberleutnant, ein Unteroffizier und zwei Gefreite. Am 6. Dezember 1944 machte meine Mutter den Nikolaus für die vier Männer. Oberleutnant Hildebrand kniete mit gefalteten Händen und deklamierte dem Nikolaus ein Gedicht, wobei ihm die Tränen über das Gesicht liefen. (Er war der einzige Sohn seiner Eltern.) Am 7. Dezember musste die Einheit Hals über Kopf Richtung Mühlhausen einrücken: Nicht einer hat von unseren Schreibstubenleuten überlebt!

Als wir wussten, dass es sich nur noch um Stunden handeln könnte, bis die Franzosen kommen, machte sich die Dorfbevölkerung auf den Weg in den Wald oder in den alten – noch intakten – Eiskeller einer Brauerei. Meine Mutter ging mit uns Kindern in einen Unterstand, den Soldaten gebaut hatten, ganz in der Nähe der Schweizer Grenze, im Wald.

Da sich beherzte Lörracher Bürger mit weißen Tüchern auf die Lucke aufgemacht hatten, wurde Lörrach verschont. Gegen Abend, als meine Mutter sich Richtung Stacheldraht getraut hatte, stand ein Schweizer Zöllner auf der anderen Seite und rief: „Frau, Ihr könnt alle heim, d'Stadt het kapituliert.“

Wir hatten noch Vatis Auto in der Garage. Die Räder hatten die Nazis schon „eingezogen“. Am Tag nach dem Einzug der Franzosen läutete ein Offizier mit drei Soldaten an der Haustür: „Fräu, si han no e Auto...“ Sie brachten eine alte Klapperkiste, wechselten die Räder – und weg war Vatis Cabriolet (ich hätte sie umbringen können.) Weil es noch vor Kriegsende war, haben wir auch nie nur einen Pfennig „Wiedergutmachung“ bekommen.

Kurz darauf ging der Schreckensruf durchs Dorf: „Sie hän die junge Pole erschosse im Panzergrabe g'fundel!“ Wir hatten vier junge polnische Kriegsgefangene im Dorf, die bei den Bauern arbeiteten. Am Abend bevor die Franzosen kamen (d.h. in der Nacht) holten drei „Erznazis“ die Burschen aus den Betten, trieben sie in den Panzergraben, töteten sie mit Genickschuss und verscharrten sie. Das Entsetzen im Dorf war unsagbar. Wir Kinder sahen zu, als sie ausgebuddelt wurden - und ich werde es nie vergessen.

Wir mussten dann eine Einquartierung nehmen: einen Monsieur Schabal (*Chabal?*). Er war als französischer Offizier fünf Jahre in deutscher Gefangenschaft in Mecklenburg gewesen und sprach ausgezeichnet deutsch. Eigentlich waren nur die Offiziere Franzosen, die meisten Soldaten waren Marokkaner. Kein Huhn und kein Hase war sicher vor ihnen. Wir Kinder hatten jedoch das Glück, dass der Koch „Belaid“ – im beschlagnahmten Gasthof des Dorfes – ausgesprochen kinderfreundlich war. Täglich

bekamen wir eine Mahlzeit von ihm. Dabei schloss er uns immer in ein Zimmer ein und sagte: „Nix Angst, Belaid zu, nix alle Kamerad gut“. Viele Dorfkinder haben ihm zu danken.

Vor dem Gasthaus, auf dem Platz beim Brunnen, war die Tricolore gehisst. Dabei standen zwei Marokkaner Wache. Wenn Wachablösung war, sangen sie – ich höre es noch heute, wenn auch die Schreibweise sicher falsch ist: „Mohamed ben hessa wa – in ha bebi mohamesse...“, zwei bis drei mal denselben Wortlaut.

Das sind einige meiner Erinnerungen an das Kriegsende.

Schlimm war die „Hungerzeit“ danach. Die Marokkaner, mit ihnen Belaid, wurden abgezogen. Not war im Dorf. Am 1. Dezember 1945 eröffnete meine Mutter mit einem heimgekehrten Bäckergehilfen wieder die Bäckerei. Da ich meinen Vater sehr geliebt habe, fühlte ich mich „verantwortlich“ für alles.

Diese Erinnerungen von den Marken, die Engpässe, ob wir überhaupt Mehl und Brikett zugeteilt bekommen: „Können wir morgen weiterbacken?“, die Explosion des Backofens (die Steinkohle, die zugeteilt wurde, gab zu große Hitze) und... und... und...“, diese Erinnerungen würden Seite um Seite füllen.)

Bewusst habe ich beim Niederschreiben dieser Erlebnisse auf alle modernen Kommunikationsmittel verzichtet. Ich bin mit meinen Gedanken „abgetaucht“ in jene Zeit. Heute habe ich zehn Enkel. Manchmal erzähle ich ihnen etwas von damals, aber nie mit erhobenem Zeigefinger: „Ihr solltet mal mitmachen, was wir mitgemacht haben..“ Nein, einfach nur so, denn verstehen oder nachvollziehen könnte das die heutige Jugend sowieso nicht. Und das ist gut so.

Helga Hornsteiner